

X. Auf Wanderschaft

Um Tage, da der zweite Band der „Reisebilder“ erschien, verließ der Dichter Hamburg, um sich nach England einzuschiffen. Darin lag gewiß, wie Heine selbst bemerkte, viel Überwindung für den Autor; aber er hatte stets eine übertriebene Vorstellung von seiner und seiner Schriften Staatsgefährlichkeit, und deshalb zog er es vor, Deutschland zunächst zu verlassen. „Nicht aus Angst,“ wie er sich verteidigt, „sondern aus Klugheit, die jedem ratet, nichts zu riskieren, wo nichts zu gewinnen ist.“ Er hätte ruhig zu Hause bleiben können, sein Buch wurde zwar verboten, aber es gab so viel verbotene Bücher im damaligen Deutschland, daß man unmöglich allen Verfassern zu Leibe gehen konnte. Im vorliegenden Falle dachte auch niemand daran, am wenigsten in Hamburg, das den Schriftstellern eine verhältnismäßig große Freiheit ließ.

Der Plan, England aufzusuchen, war nicht neu. Das Honorar der „Reisebilder“ gewährte dem Dichter die Mittel und soweit es nicht reichte, half Onkel Salomon aus. Er benahm sich sogar sehr freigebig und stellte dem Neffen einen Kreditbrief in der Höhe von vierhundert Pfund Sterling auf das Londoner Haus Rothschild aus. Allerdings sollte er nur zur Repräsentation dienen und den Verwandten des kleinen Hamburger Millionärs bei dem großen in London gut einführen, Heine jedoch kassierte den Betrag gleich am ersten Tage. So befand er sich im Besitz reicher Mittel, lebte in England sehr flott, aber er benutzte auch die Gelegenheit, alle seine Schulden in der Heimat zu bezahlen und achthundert Taler bei Barmhagen für den Notfall zu deponieren, also vermutlich für den Fall, daß er Deutschland in plötzlicher Flucht verlassen müsse. Der Onkel war natürlich über den Mißbrauch empört, er schrieb einen wütenden Brief an die Mutter des schulbigen Neffen, diese einen nicht minder empörten an ihren Sohn, doch Heine antwortete mit größter Seelenruhe, im geschäftlichen Leben müsse man sicher gehen, er sei so sicher gegangen, wie es der Onkel auch getan hätte. Der

Streich ist gewiß witzig, aber doch mehr eines Studenten als eines dreißigjährigen Mannes würdig.

Der Wunsch des Dichters, England zu sehen, war durchaus begreiflich. Je mehr er sich zum Politiker entwickelte, desto mehr mußte es ihn gelüsten, ein Land mit regem öffentlichen Leben kennen zu lernen. England galt als das Mutterland des europäischen Fortschritts, als die Heimat des liberalen Gedankens. Von dort hatte Voltaire den Feuerbrand der Aufklärung, Montesquieu das Wesen des Rechtsstaates, Diderot die demokratisch-bürgerliche Dichtung herübergeholt. Alle Liberalen priesen, wenige kannten das Land. Gerade damals richteten sich die Augen der Freiheitsmänner mit besonderem Interesse auf England. Die Tory-Partei war vor einigen Jahren gestürzt worden und die Whigs zur Herrschaft gelangt. Die ungeheure Ausbreitung der englischen Industrie hatte eine Veränderung der gesellschaftlichen Schichtung herbeigeführt. Der Schwerpunkt des Volkes lag nicht mehr bei den Großgrundbesitzern, sondern bei den Großindustriellen und Geldleuten. Das bedang eine Neuorientierung der innern und ihr entsprechend der äußern Politik. Englands Interessen, als des einzigen damaligen Industriestaats, drängten auf eine Lösung des Bündnisses mit den wirtschaftlich rückständigen Kontinentalstaaten. Es zog sich von der „Heiligen Allianz“ zurück und begünstigte im Gegensatz zu ihr die liberalen Bestrebungen, die in Südamerika, Italien, Griechenland und Polen zu mehr oder weniger offenen Aufständen gegen die durch den Wiener Frieden legitimierten Machthaber führten. Der weitsichtige Staatsmann George Canning war der erste, der die neuen Bedürfnisse Englands erkannte und sie mit glänzender Rhetorik und starker Begeisterung gegen die konservative Opposition durchfocht. Er wurde zum Abgott der Liberalen aller Länder, am meisten selbstverständlich der deutschen. Sie ahnten nichts von wirtschaftlichen Notwendigkeiten, sondern nach ihrem Glauben hatte die liberale Idee in England über die Rückständigkeit der Aristokratie gesiegt. Canning wurde als Vorkämpfer der Idee gefeiert. Mit dieser Anschauung kam Heine über den Kanal, er suchte das

Land der liberalen Idee; es ist begreiflich, daß er eine schwere Enttäuschung erlebte.

London übertraf beim ersten Anblick alle seine Erwartungen. Es war ja das erstemal, daß er sich im Ausland befand und eine wirkliche Großstadt sah. So schrieb er nach Hause: „Ich habe das Wertwürdigste gesehen, was die Welt dem staunenden Geiste zeigen kann, ich habe es gesehen und staune noch immer — noch immer starrt in meinem Gedächtnis dieser steinerne Wald von Häusern und dazwischen der drängende Strom lebendiger Menschengesichter mit all ihren bunten Leidenschaften, mit all ihrer grauenhaften Hast der Liebe, des Hungers und des Hasses.“ Doch je mehr er mit diesem Phänomen vertraut wurde, um so weniger entsprach dies Land der praktischen Freiheit, der Idee der Freiheit, die ihm vorschwebte. Hier herrschte alles andre als demokratische Gleichheit. Nirgends spielte der Adel eine größere Rolle, und wenn man ihn bekämpfte, so geschah es als politische Partei, nicht als Stand. Die Religion wurde allgemein geachtet, und kein Engländer, mochte er noch so liberal sein, dachte daran, das Christentum in den Staub zu treten oder der Hochkirche ihre bevorzugte Stellung zu nehmen. Die Leute gebärdeten sich überhaupt garnicht revolutionär, gar nicht so, wie es ein deutscher Liberaler nach den Rezepten von Rotteck und Welcker von ihnen verlangte, sondern sie beugten sich ehrfurchtsvoll vor jeder Tradition, als ob sie ahnten, daß in dieser ungeheuren, unerschütterlich starren Tradition, die den Enkel so zu handeln zwingt, wie sein Ahnherr gehandelt hat, die Größe und die Macht ihres Vaterlandes läge. Heine, der Mann ohne Tradition, stand da vor etwas Rätselhaftem, das in sein vernünftiges Weltbild nicht hineinpaßte, vor etwas Unbegreiflichem, das er doch als vorhanden hinnehmen mußte. Als scharfer Beobachter hat er vieles in dem öffentlichen Leben und im Volkscharakter Englands gut erkannt, er hat auch für die Machtentfaltung Großbritanniens ein offenes Auge gehabt, aber die Erkenntnis von Englands Größe hat er sich durch seine „Idee“ versperrt.

Auf der andern Seite war er viel zu sehr Romantiker, um sich

mit diesem Lande der Industrie und des Geschäftes zu befreunden. „Schickt einen Philosophen nach England, aber keinen Dichter.“ Als Dichter fühlte er sich in diesem überhasteten Treiben nicht wohl, dies ganze Leben kam ihm wie ein großer Mechanismus vor, wie eine riesenhafte Maschine ohne Seele. Es erging ihm wie seinem Vorläufer Tieck. Das Land des rastlosen Gelderwerbes stieß ihn ab, ein Schauer packte ihn, wie er ihn später bei den ersten Anzeichen des Kommunismus empfand. Er stand vor einer entgötterten Welt und er fürchtete, daß dieses die Welt der Zukunft sei. Heine hat offenbar keinen Zutritt zu der guten englischen Gesellschaft gehabt, die Empfehlungen des Onkels erschlossen ihm im besten Fall einige Häuser der internationalen Finanzwelt, aber mit den geistigen Größen Londons hat er keine Verbindung gehabt. So blieb er auf Zufallsbekanntschaften angewiesen, die offenbar nicht die besten waren und nicht über die Mittelklasse hinausgingen. Denn alle die Fehler, die Beschränktheit, die Unliebendwürdigkeit, die Überhebung über alles Fremde und die Abneigung gegen das Ausländische, die Heine als typisch für den „Engländer“ bezeichnet, sind Eigenschaften des engherzigen, puritanischen Bürgertums, das noch heute existiert, wenn es auch seit der Regierung Eduards VII. nicht mehr den Ton angibt und zum mindesten in London durch das internationale Element zurückgedrängt ist. Dieser Engländer gefiel Heine in keiner Weise, besser sagten ihm die Frauen zu, und es fehlte ihm auch nicht an entgegenkommenden Damen, die dem damals gut bemittelten Fremdling die Zeit aufs angenehmste vertrieben. In eine echt englische Familie ist er offenbar nicht gekommen, und auch das zweite Heim des Engländers, einen der großen Klubs, in denen die Geschicke des Landes mehr als im Unter- und Oberhaus entschieden werden, hat er nicht kennen gelernt. Vom englischen Leben sah er nur die Außenseite. Er besuchte die Sehenswürdigkeiten, die Theater und die Parlamentsverhandlungen. Begeistert laufchte er den Worten Canning's. Beschämt verglich er die langweiligen Reden in den süddeutschen Kammern mit den lebendigen Verhandlungen im Unterhaus, aber sie erschlossen ihm nicht den

Unterschied, daß hier praktische Politik getrieben, dort in akademischer Form Ideen vorgetragen wurden. Nur das eine merkte er, daß die englischen Parteien mit denen des Festlandes nicht zu identifizieren seien, daß sie nicht durch eine Weltanschauung getrennt waren, sondern auf einem gemeinsamen Boden stehend gleiche Ziele nur auf verschiedenen politischen Wegen verfolgten. Aber er sah nicht ein, daß ohne diese Voraussetzung eine Mehrheit von Personen niemals erfolgreich regieren kann.

Seine Abneigung gegen England hat den Dichter befähigt, die Rücksichtslosigkeit und Gefährlichkeit der britischen Außenpolitik zu erkennen zu einer Zeit, da das übrige Deutschland in England noch den Mitkämpfer gegen Napoleon und den Verbündeten von Belle-Alliance sah. So selbstüchtig wie der einzelne Bürger erschien ihm die englische Politik. Und die fleischgewordene Verkörperung dieser beschränkten Selbstsucht war in seinen Augen der Herzog von Wellington. Seine hat den Besieger Napoleons gefaßt. Er nannte ihn einen „von allem Enthusiasmus entblößten Taugenichts“. Gewiß war ihm der nüchterne Soldat unsympathisch, aber in der Hauptsache war dieser Haß doch nur eine Erbschaft Byrons. Mit seinen Augen hat unser Dichter das Land gesehen, ja vielfach wiederholt er seine Urteile über Einrichtungen und Menschen, und wenn er bei seiner Rückkehr erklären konnte, daß seine eigene Schilderung Englands im „Ratcliff“ durch den Augenschein bestätigt sei, so liegt es daran, daß er sowohl bei der Niederschrift des Jugendstückes als bei seinem Aufenthalt in London durch die Brille Byrons sah.

Jeder Deutsche, und noch mehr jeder deutsche Dichter, muß sich in England mit Shakespeare auseinandersetzen. Heine selbst hat sich die Frage vorgelegt, wie es möglich war, daß dieses ihm widerwärtige Volk den größten Dramatiker der Neuzeit hervorgebracht habe. Die Antwort machte er sich allerdings sehr bequem, er schweigt über Shakespeare so gut wie ganz und redet desto mehr von Walter Scott. Aber selbst wenn er ernsthaft an die Frage herangetreten wäre, so hätte ihm ihre Lösung keine Schwierigkeiten

bereitet. In der individualistischen Betrachtungsweise der Romantiker sah er nur den großen Genius als losgelöste Persönlichkeit und hielt es nicht der Mühe wert, ihn als Teil seines Volkstums zu erfassen, das sich in seinen Werken mit allen seinen Vorzügen und Schwächen wiederfinden muß. Heine sprach, frei von allen geschichtlichen Kenntnissen, dem Zeitalter der Elisabeth die denkbar größte Bühnenfreiheit zu, und damit war die Erscheinung Shakespeares für ihn aus der Idee der Freiheit erklärt. Im Gegensatz zu Goethe, der aus den Dingen lernt, sind für Heine wie für alle Romantiker Reisen ohne Einfluß auf ihre Entwicklung, weil sie in die Erscheinungen doch nur sich selbst und ihre Ideen hineindenten. So hat auch der Aufenthalt in England den Dichter Heine nicht angeregt, den Politiker nicht gefördert.

Ehe er die Heimreise antrat, verbrachte er einige Tage in dem damals vornehmsten Seebad Englands, in Ramsgate. Das Meer ist hier großartiger, es brandet wilder an dem weißen Kreidekliff empor als an der flachen deutschen Küste. Heine hat den Zauber wohl empfunden, aber er wurde ihm nicht zur Dichtung. Die Zeit der Meerespoesie war vorüber, außerdem war sein wahlverwandtes Element die melancholische Nordsee mit dem schwermütigen Reiz der kleinen friesischen Inseln. Über Holland kehrte er zurück. „Ich hatte dort viel Spaß“, ist alles, was er von dem Lande zu sagen hat. Dann ging es wieder nach dem geliebten Norderney. Seine Reise nach England unmittelbar nach Erscheinen seines staatsgefährlichen Buches mochte vielen als feige Flucht erscheinen, Heine wollte einen Beweis seiner Unerstrockenheit geben, indem er den Ort aufsuchte, in dem der von ihm so heftig angegriffene hannoversche Adel den Ton beherrschte. Es gehörte wirklich Mut dazu, denn wie die Sitten damals waren, erschien es nicht ausgeschlossen, daß sich irgendein Rohling persönlich an ihm vergrieff. Aber nichts dergleichen geschah. Die Gesellschaft schnitt den Dichter, und daß sie versucht habe, die Eingeborenen gegen ihn aufzuheizen, ist wohl nur eine Ausgeburt seiner reizbaren Phantasie, die überall Feinde und Gefahren witterte. Nach vierzehn Tagen vertauschte er

Norderney mit Wangeroo mit dem erhebenden Bewußtsein, daß er sich als „Held“ gezeigt habe und daß das „hannöversche Gefindel zu lumpig sei, um sich ihm persönlich entgegenzustellen“. In Wangeroo langweilte er sich „erschrecklich“, obgleich er dort den kürzlich erschienenen dritten und vierten Band der neuen Goetheschen Gesamtausgabe las. Die Helena-Tragödie gefiel ihm noch am besten, aber selbst diese kam ihm wie ein „Schikanederscher Operntext“ vor, und er meinte, es würden sich jetzt keine Schlegelianer und keine Glöckner der romantischen Minne mehr finden, um zu beweisen, daß sie ein Meisterstück sei. Man werde im Notfall versichern, daß sie nicht ganz schlecht sei.

Der kurze Aufenthalt in Hamburg galt in der Hauptsache dem Druck und der Korrektur des „Buches der Lieder“, das im Oktober 1827 herauskam, und zwar gerade an dem Tage, als der Verfasser die Geliebte seiner Jugend wieder sah, die Cousine Amalie, die nun seit fünf Jahren Madame Friedländer war. Die Begegnung scheint auf den Dichter keinen tiefen Eindruck gemacht zu haben, denn ein paar spöttisch-melancholische Bemerkungen sind alles, was er für die einstige Königin seines Herzens übrig hat. Er interessierte sich damals für die schöne und begabte Schauspielerin Therese Peche. Er hatte sie als Julia, Cordelia und als „Stern von Sevilla“ in dem gleichnamigen Stück von Lope gesehen. Er bestritt zwar, daß er „sterbensverliebt“ in sie sei, aber er gab auf der andern Seite zu, daß der Stern von Sevilla sein Unstern hätte werden können. Irgendwelche Beziehungen müssen bestanden haben. Der Stadtklatz machte daraus eine Liebchaft, wie das bei dem Dichter zahlloser Liebeslieder und einer Theaterdame nicht unwahrscheinlich war. Heine war jetzt sogar in den Augen der Hamburger ein berühmter Mann, dessen Leben mit Interesse verfolgt wurde. Es liegt kein Anzeichen vor, daß er damals noch auf eine Verbindung mit Therese rechnete. Es heißt zwar in einem seiner Briefe, daß er an Norddeutschland gefesselt sei, aber aus diesem unbestimmten Ausdruck kann man unmöglich auf den Fortbestand seiner Liebe und seiner Hoffnungen schließen. Es mag sein, daß er sich nicht zu

weit von seinen alten Eltern entfernen wollte oder daß er an eine Anstellung in Berlin dachte.

Die „Reisebilder“ bedeuten einen Wendepunkt im Leben des Dichters. Er selbst sprach damals das Guttensche Wort: „Alea jacta“. Der Würfel war gefallen. Aber nicht in freiem, klarem Entschluß hatte Heine den neuen Weg eingeschlagen, sondern die Ereignisse trieben ihn und er ließ sich treiben. Er war Politiker geworden, wenn nicht gegen, so doch beinahe ohne seinen Willen. Er hatte in seinen letzten Schriften das Programm der liberalen Opposition angenommen, und der große Beifall, den sie fanden, legte ihn auf dieses Programm fest und stellte ihn mit einem Schlage in die vorderste Reihe der Kämpfer. Ein Zurück gab es nicht mehr. Der Kampf war entbrannt, ohne daß Heine ihn in klarer Erkenntnis seiner Tragweite und seiner Folgen begonnen hatte. Jetzt mußte er aufgenommen und ausgefochten werden. Der Dichter selbst war von der Wirkung überrascht. Er hatte durch sein kühnes Buch Aufsehen erregen und mit seinen wirklichen und vermeintlichen Feinden abrechnen wollen, aber es lag ihm fern, sich in einen dauernden Gegensatz zu Staat und Gesellschaft zu stellen. Noch in London rechnete er auf eine Anstellung in Berlin. Die Rolle des politischen Führers wurde ihm aufgedrängt, und er nahm sie an, berauscht durch den ungeahnten Erfolg seiner „Reisebilder“, bestimmt durch seine Eitelkeit. Es schmeichelte ihm, an die Spitze des liberalen Heerbannes zu treten. Aber selbst wenn er gewollt hätte, hätte er den Ruf kaum ablehnen können. Die Geister, die er beschworen, drängten ihn auf dem eingeschlagenen Pfad weiter. Wohl kamen ihm Bedenken; er wußte, daß er nicht die Eigenschaften des Politikers besaß, daß ihm die nötigen Kenntnisse, die volle Überzeugungstreue und die selbstlose Hingabe an die Sache abgingen; er mochte auch fühlen, daß er den Dichter in sich preisgab, wenn er in den Meinungskampf des Tages eintrat. „Sowie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben, und sowie er dieses tut, ist er als Poet verloren“, so äußerte sich Goethe zu Eckermann; es ist bedauerlich, daß er die mahnenden Worte nicht

an den Studiosus Heine gerichtet hatte. Aber wenn diesem auch kein warnender Freund zur Seite stand, die Warnung in seiner Brust fehlte nicht. Die Aufforderung Cottas, in die Redaktion seiner Zeitschriften einzutreten, war damals schon an ihn ergangen. Aber Heine zögerte anzunehmen und schob die Entscheidung hinaus, weniger aus den ziemlich belanglosen Gründen, die er in seinen Briefen angab, als aus dem unbewußten Widerstreben des Dichters, dem es vor der endgültigen Entscheidung zwischen Poesie und Politik graute.

Die Beziehungen zu dem großen süddeutschen Buchhändler, dem Verleger Schillers und Goethes, scheinen zuerst von Heine angebahnt zu sein. Durch Barnhagen ließ er in Stuttgart anfragen, ob man ihn als Korrespondenten in Paris oder London gebrauchen könne. Cotta war kein Mann, der sich die Verbindung mit einem schriftstellerischen Talent vom Range Heines entgehen ließ. Er forderte ihn sofort zur Mitarbeit an dem „Morgenblatt“ und den „Politischen Annalen“ auf, mit deren Ausgestaltung er damals beschäftigt war. Trotz der glänzenden Angebote konnte Heine sich nicht entschließen. Ihm bangte davor, „Liberalenhäuptling in Bayern“ zu werden, wie er es selber nannte, auf der andern Seite brach er die Beziehungen aber auch nicht ab. Es war ihm klar, daß er die günstigen Aussichten nicht leichtsinnig verscherzen durfte. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, bis sich der Dichter gegen Ende Oktober ziemlich überraschend entschloß, in Gemeinschaft mit Dr. Lindner die Redaktion der „Politischen Annalen“ zu übernehmen. Selbst sein getreuer Berater Barnhagen erfuhr davon erst nach der Entscheidung durch einen Brief, in dem sich Heine stolz als Redakteur unterzeichnete.

So reiste er denn ab, über Lüneburg, wo er sich von den Eltern verabschiedete, und Göttingen, wo er den verehrten Sartorius aufsuchte, nach Kassel. Er lernte dort die Gebrüder Grimm kennen, die an der kurfürstlichen Bibliothek angestellt waren, und der jüngste, der Maler Ludwig zeichnete sogar ein Bild von Heine. Es ist dadurch interessant, daß es den Dichter in ausgesprochener Byronpose darstellt und im Stil Byrons ist auch die Unterschrift:

Verdrossnen Sinn im kalten Herzen hegend,
schau ich verdrießlich in die kalte Welt.

Man kann zweifeln, ob die Byronstimmung durch den Aufenthalt in England oder durch den Eintritt in die Politik wieder angefaßt wurde. Auf jeden Fall ist um diese Zeit eine neue Annäherung Heines an den britischen Dichter festzustellen und bei seinem Übergang zur Politik hat sicher das Vorbild des edeln Lords, der ja zugleich Sänger und Vorkämpfer der europäischen Freiheit war, wenn auch unbewußt, den Ausschlag gegeben. Sein Platz war jetzt leer und Heine fühlte sich berufen, ihn einzunehmen. Er gefiel sich in der Rolle, und die ganze Reise nach Westdeutschland galt der Befriedigung seiner Eitelkeit. Er wollte sich in dem Ruhm der „Reisebilder“ und als neuester Führer der Liberalen sonnen. Darum wurde auch der große Umweg über Frankfurt gewählt, er wollte aus Börnes Hand die Anerkennung und höchste Weihe empfangen.

Vier Tage weilten die beiden neuen Freunde, die später so erbitterte Feinde werden sollten, beieinander und verstanden sich vortrefflich. Heine bot sicher alle seine Liebenswürdigkeit auf, und der wenig umgängliche Börne befand sich damals infolge verschiedener günstiger äußerer Ereignisse in verhältnismäßig freundlicher Stimmung. Unter diesen Umständen war es nicht schwer, sich über einige allgemeine liberale Grundsätze ohne jede praktische Bedeutung zu verständigen. Beide haßten den Adel und die Kirche, beide glühten für die Revolution, und wenn der polternde Börne sein Steckenpferd ritt und auf Goethe schimpfte, so widersprach Heine sicher nicht, sondern freute sich, daß andre die Dinge aussprachen, die er klugerweise für sich behielt. Er ließ es sich auch gefallen, daß Börne seine Begeisterung für Napoleon tadelte, ihm lag daran, auf den älteren einen Eindruck zu machen. Und das gelang ihm. Börne glaubte einen zuverlässigen Genossen im Kampfe für die Freiheit gewonnen zu haben. Kurz sie waren, wie Heine schreibt, inseparabel bis zum Augenblick, wo Börne ihn mit einer Warnung vor den Pfaffen in München zur Post brachte. Die nächste Station unseres Dichters war Heidelberg, wo sein Bruder Max damals studierte.

Bei einem Ausflug kamen sie auf württembergisches Gebiet, aber die württembergische Polizei wachte und erkannte die große Gefahr, die dem Land durch die Anwesenheit des Verfassers der verpönten „Reisebilder“ drohte. Sie wies ihn aus, und Heine mußte schleunigst über die badische Grenze zurückkehren. Die Hauptstadt Württembergs aber durfte er trotzdem betreten. Börne hatte ihn an den noch größeren Goethehasser Wolfgang Menzel empfohlen, der als Herausgeber des „Literaturblattes“ und Verfasser einer vielgelesenen „Deutschen Literaturgeschichte“ eine sehr angesehene Stellung einnahm. Er schloß mit Heine einen engen Freundschaftsbund, der aber auch später dem grimmigsten Haffe Platz machen sollte. Nach vierwöchentlicher Reise traf der Dichter Ende November in München ein.

Der Baron v. Cotta erwartete ihn dort schon. Bei seiner vornehmen und weitsichtigen Geschäftsführung, bei seiner Liberalität und der Achtung, die sowohl er als seine feingebildete Gemahlin vor ihrem neuen Autor hegten, verursachten die endgültigen Abmachungen geringe Schwierigkeiten. Der erfahrene Verleger wußte aus seinem langjährigen Verkehr mit den verschiedensten Schriftstellern, wie man diese meist etwas nervösen Herren zu behandeln hatte. Ihm lag zunächst weniger daran, Heine zu bestimmten Leistungen zu verpflichten als ihn überhaupt an sich zu fesseln, in der Annahme, daß ein Mann von dessen Begabung sich in dem ausgedehnten Cottaschen Verlag mit seinen verschiedenen Zeitschriften schon selbst seine Stellung und seinen Wirkungskreis schaffen werde. Dieser Verlag nahm damals eine besondere Stellung ein. Er war die geistige Werkstatt Deutschlands, über der der Name des größten Deutschen, der Goethes, wie eine Aureole schwebte. Die Münchner Zweiganstalt war erst 1826 mit Beginn der neuen Ära in Bayern eröffnet worden, und sie entsprechend dem Ruhme des Stuttgarter Stammhauses auszubauen, war damals das Bestreben des weitsichtigen und trotz seiner vierundsechzig Jahre geistig jugendlichen Cotta.

Heine war von seiner vornehmen Art entzückt. Die Verpflichtungen,

die er zu übernehmen hatte, waren äußerst gering. Er sollte in Gemeinschaft mit dem erfahrenen Journalisten Lindner die Leitung der „Politischen Annalen“ führen, versprach für jedes Heft dieser Zeitschrift einen eignen Aufsatz zu liefern und außerdem die andern Cottaschen Blätter, das „Ausland“ und das „Morgenblatt“, dessen Redaktion durch den vorzeitigen Tod des hochbegabten Wilhelm Hauff verwaist war, mit Beiträgen zu bedenken. Er brauchte sich nur für ein halbes Jahr bis zum 1. Juli 1828 zu binden und erhielt dafür ein Honorar von hundert Karolin, also etwa zweitausend Goldmark, eine für die damalige Zeit außerordentlich hohe Vergütung. Der Dichter selbst fühlte, daß seine Leistungen damit mehr als bezahlt waren, er war Cotta dankbar und hat ihm diese Dankbarkeit stets bewahrt. Nach dessen Tode schrieb er dem Sohne: „Da tritt oft vor meine Seele das Bild Ihres seligen Vaters, des wackern würdigen Mannes, der mit der vielseitigsten deutschen Ausbildung einen in Deutschland seltenen praktischen Sinn verband, der so brav und so ehrenfest war, auch so höflich, ja hofmännisch höflich, so vorurteilsfrei, so weitsichtig, und der bei seinen großen Verdiensten um die geistigen wie materiellen Interessen des Vaterlandes dennoch von einer so rührenden Bescheidenheit war, wie man sie nur bei alten braven Soldaten zu finden pflegt. Das war ein Mann. Der hatte die Hand über die ganze Welt! so ungefähr, glaube ich, äußert sich der Schneider Fetter über Karl V. in Goethes Egmont.“ — Heine war durch Campe nicht verwöhnt, und wenn er die kleinliche Knickrigkeit seines Hamburger Verlegers mit der Großzügigkeit des Münchner verglich, so konnte es nicht fehlen, daß er scharfen Tadel für den einen, hohe Anerkennung für den andern fand.

Die Berufung Heines an die Spitze eines großen Journals ist auch nur aus den Anschauungen der Zeit und ihrem unbedingten Glauben an die Macht der Persönlichkeit zu verstehen. Nach unseren Begriffen fehlte ihm jede Befähigung dazu und jede Vorbildung. Er selbst gestand Cotta ganz offen, daß weder seine politischen Kenntnisse ausreichten noch seine Schreibart dafür geeignet sei. Er besaß nicht die geringste Einsicht in das Wirtschaftsleben des Volkes

und damit in die treibenden Kräfte der Geschichte. Sein politisches Programm, das er in dem dritten Teile der „Reisebilder“, also unmittelbar im Anschluß an die Münchner Tätigkeit entwickelte, ist darum von einer unsagbaren Dürftigkeit, Unbestimmtheit und Phrasenhaftigkeit. Die Frage nach der Aufgabe unserer Zeit beantwortet er dort: „Es ist die Emanzipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, westindischen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, sondern es ist die Emanzipation der ganzen Welt, absonderlich Europas, das mündig geworden ist und sich jetzt losreißt von dem eisernen Gängelbände der Bevorrechteten, der Aristokratie. Mögen immerhin einige philosophische Renegaten der Freiheit die feinsten Ketenschlüsse schmieden, um uns zu beweisen, daß Millionen Menschen geschaffen sind als Lasttiere einiger tausend privilegierter Ritter; sie werden uns dennoch nicht davon überzeugen können, solange sie uns, wie Voltaire sagt, nicht nachweisen, daß jene mit Sätteln auf dem Rücken und diese mit Sporen an den Füßen zur Welt gekommen sind.“

Der Kampf gegen Adel und Kirche, der jetzt in allen Ländern entbrannt ist, teilt nach Heines Ansicht Europa über die politischen Grenzen hinweg in zwei Lager, so daß es jetzt „keine Nationen mehr, sondern nur Parteien“ gebe. Die Rationalität, dieser „Haupthebel, den ehrgeizige und habgierige Fürsten zu ihren Privatzielen“ gebrauchten, ist überwunden und an Stelle der materiellen Interessen sollen die geistigen, also die Ideen, in die Weltgeschichte treten. Wie dem Dichter die große Kunstpoche mit Goethe abgeschlossen erschien, so die der Kriege mit Napoleon. Die Völkerverbrüderung im Zeichen der Geistespolitik kann losgehen. Es ist jedem unbenommen, sich die Zukunft so rosig als möglich zu träumen, aber von dem Leiter einer politischen Zeitschrift wird man verlangen, daß er die Zeichen der Zeit besser versteht. Er mußte erkennen, daß mit der erstarkenden Industrie eine Periode des intensivsten wirtschaftlichen Kampfes begann und daß der Rationalismus seit dem Zusammenbruch der Revolution von Tag zu Tag im Wachsen war. Grillparzer schrieb damals das Epigramm:

Der Weg der neueren Bildung geht
von Humanität durch Nationalität
zur Bestialität.

In seiner engen Wiener Studierstube erkannte er den Zug der Zeit klarer als Heine an der Spitze einer Zeitschrift von europäischem Rufe. Die Zukunft brachte nicht die Verbrüderung, sondern den Kampf der Nationen bis zur Vernichtung.

Gewiß hätte sich Heines mangelhafte Vorbereitung durch überzeugungstreue Hingabe an den Beruf und durch emsige Arbeit ausgleichen lassen. Aber daran dachte der Dichter nicht. Er stand seiner Tätigkeit mit der ganzen Überlegenheit des romantischen Genies gegenüber. „Die Annalen sollen mir auch wenig Mühe machen“, schrieb er schon im ersten Brief aus München an Barnhagen. Er gab zu, daß er Cottas Angebot ohne jede innere Neigung, teils um seine Schulden zu decken, teils aus Renommage, um zu zeigen, daß er mehr als ein „sonettierender Almanachpoet“ sei, angenommen habe. Mit größerer Leichtfertigkeit und geringerem Verantwortungsgefühl ist wohl selten ein ernstes Amt angetreten worden. Über Gesinnung und Überzeugungstreue spottete Heine, es waren Eigenschaften der Philister, er selbst hatte nur Launen und Eingebungen. Nur eines war ihm klar, daß er die gebotene Gelegenheit ergreifen und „Cotta benützen“ müsse. Es lag ihm nur an seinem persönlichen Vorteil, nicht an der Sache. Er konnte wohl den Volkstribun mit starken Worten spielen, aber er betrachtete die Rolle nur als Mittel und Deckmantel für seine eignen Ziele. Er wollte aus der Münchner Stellung etwas heraus schlagen. Nach so viel Fehlschlägen schien ihm das Schicksal zu lächeln. Die Gelegenheit durfte nicht ungenutzt vorübergehen, aber Vorsicht war geboten. Der Dichter wollte sich die guten Aussichten durch keine übereilte Stellungnahme, durch keine unvorsichtige Äußerung verderben. Er beobachtete die größte Zurückhaltung, schrieb herzlich wenig für die Annalen, und das wenige wurde so harmlos als möglich gehalten. Er verfaßte einige Reiseberichte über England, die später in den vierten Band der „Reisebilder“ aufgenommen wurden, eine

Anzeige von Menzels „Deutscher Literatur“ (VII, 244 ff.) und eine Rezension von Michael Beers Drama „Struensee“ (VII, 224 ff.). Die letztere nannte er selber eine „Lumpigkeit“. Er wußte, daß das Stück nichts taugte, und lobte es dennoch über die Hutchnur, denn der Verfasser war der Freund eines bayerischen Ministers. Auch als Redakteur legte Heine Wert darauf, daß die Mitarbeiter sich nicht zu stark ins „Schwärmerisch-Demagogische“ verloren, also für eine wohltemperierte Freiheit und Opposition eintraten. Im allgemeinen überließ er diese lästigen Geschäfte dem Kollegen Lindner und beschränkte sich darauf, ihm durch kleinliche Mäkeleien die Arbeit zu erschweren. Nur eines verdient Anerkennung. Er sorgte nicht nur für sich, sondern auch für seine Mitarbeiter, er war bemüht, möglichst gute Honorare für die gelieferten Beiträge bei Cotta durchzusetzen.

Auf den Schleichwegen des Journalismus dagegen fand Heine sich leicht zurecht. Er hat sein ganzes Leben eine Vorliebe für gebrochene, ja zweifelhafte Charaktere gehabt. Bei allem Wesensunterschied spürte er etwas Wahlverwandtes in ihnen. Schon in Hamburg hatte er einen gewissen Wit kennen gelernt, einen Mann jüdischer Abstammung, der sich unter dem Namen v. Döring aus eigener Machtvollkommenheit in den Adelsstand erhoben hatte. Heine traf ihn in München wieder und erneuerte den Verkehr, obgleich er die Charakterlosigkeit und den schlechten Ruf Wits kannte, den die Liberalen — wohl mit Recht — als einen Spion und Spitzel der Polizei betrachteten. Einesteils unterhielt er sich gut mit dem geistvollen Lüdrian, andererseits wollte er durch den Umgang mit Wit deutlich bekunden, daß er mit den Radikalen nichts zu tun habe. Er gedachte den Schuft zu benutzen, denn nach seiner Meinung durfte sich „ein Mann, der das Edelste durch Wort und Tat befördern will, oft einige kleine Lumpigkeiten aus Spaß oder Vorteil zuschulden kommen lassen, wenn er nur durch diese Lumpigkeiten der großen Idee seines Lebens nicht schadet“. Das Edelste war diesmal eine ganz gemeine Ordensjägeri. Wit hatte vermutlich gegen Bezahlung, auf jeden Fall aus sehr unlautern Gründen, eine Schrift zugunsten des Herzogs von Braunschweig,

des übel berüchtigten Diamantenherzogs, geschrieben, der als erstes Opfer der Julirevolution in Deutschland von seinen erbitterten Untertanen einige Jahre später verjagt wurde. Damals war der hannoversche Staatsminister Graf Münster dem Duodezdespoten energisch entgegengetreten, die gesamte öffentliche Meinung stellte sich auf seine Seite, aber Heine fand, daß ein deutscher Fürst auch zum deutschen Volke gehöre und daß ein Sproß aus dem ältesten Heldenhause Deutschlands von einem fremden Knechte nicht verhöhnt werden dürfe. Er stellte Wit die liberalen „Annalen“ zur Verfügung und erbat sich als Gegenleistung einen braunschweigischen Orden und für seinen ahnungslosen Kollegen Lindner spöttisch ein Faß Mumme. Es ist ein schmachvoller Verrat an der „heiligen Sache der Völker“ zu deren Vorkämpfer sich Heine aufgeworfen hatte. Er mißbraucht, seinen Einfluß als Herausgeber einer großen Zeitschrift bedenkenlos zum Nutzen seiner Eitelkeit. Der Charakter des Emporkömmlings erlag der ersten Versuchung der Macht, und von allen seinen „Affären“ ist diese Ordensgeschichte wohl die häßlichste. Uhland und Rückert lehnten die angebotenen preussischen Orden ab, Heine bewarb sich um den eines Fürsten, der unter den damaligen Herrschern Deutschlands bei weitem der elendeste war.

Für München brach mit der Thronbesteigung Ludwigs I. (1825) eine neue Epoche an. Er hatte sich die Ideen der Burschenschaft angeeignet und fühlte sich als „deutscher Fürst“. Den Liberalen nicht abgeneigt, bemühte er sich, sein Land aus den Händen des schwärzesten Klerus zu befreien und in fortschrittliche Bahnen zu lenken. Die Zensur wurde so gut wie aufgehoben. Vor allem aber war er bestrebt, München zu der schönsten Stadt und zu dem geistigen Mittelpunkt Deutschlands zu machen. Er berief zahlreiche fremde Künstler und Gelehrte und wagte selbst Männer von entschieden liberaler Richtung zu halten trotz der Verfolgungswut der Klerikalen und der Abneigung der Altbayern gegen Preußen und andre Ausländer. Die Stadt selbst wurde von ihm mächtig ausgebaut, das düstere Stadttinnere durch Parkanlagen, breite moderne Außenstraßen und stattliche Neubauten erweitert. Er sammelte Bilder

und antike Skulpturen, gründete Museen und begünstigte das Theater, kurz er hat München zur Kunststadt gemacht und den Grundstein zu seinem heutigen Ruf gelegt. Das ist um so mehr anzuerkennen, als ihm nur sehr kleine Mittel zu Gebote standen, die er aber trefflich zu verwalten wußte. Als sparsamer Hausvater hielt er trotz aller seiner Liebhabereien die Finanzen seines Landes in guter Ordnung. Ludwig wird zumeist unterschätzt. Er war gewiß nicht frei von Lächerlichkeiten. Seine Kunstbegeisterung wurde häufig zur Manie, sein Patriotismus artete in Deuschtümelei aus und seine eignen Verse zeichneten sich durch die bekannte sprachwidrige Häufung von Partizipien aus. Auch das häßliche Äußere des Mannes bot im Gegensatz zu seinem innern Drang nach Schönheit dem Spott eine leichte Zielscheibe. Aber er wollte das Beste seines Landes und, soweit sein Verständnis reichte, auch das des größern deutschen Vaterlandes.

Seine hat sich in München nicht recht wohl gefühlt. Vor allem bekam ihm das Klima der rauhen Hochebene nicht, er litt viel unter Erkältungen, die seine Ängstlichkeit so stark übertrieb, daß er in manchen Briefen mit einem baldigen Tode rechnete und von den Bekannten schon einen sentimentalischen Abschied nahm. Später freilich erklärte er, er habe in München ein herrliches Leben geführt, aber während des Aufenthaltes selbst überwiegen die Klagen und nur gelegentlich bemerkt er, daß es ihm gut gehe. Einen Verkehr mit den Männern der liberalen Partei hat er nicht gehabt, wohl auch nicht gesucht. Mit Malern kam er viel zusammen, er bewunderte Cornelius, seinen Landsmann, bei dessen Bruder er in Düsseldorf einst zeichnen gelernt hatte. Wenn er aber dieses Haupt der Nazarener mit Rubens verglich, so beweist das ein noch sehr geringes Verständnis für die Malerei. Erst in München und auf der italienischen Reise hat er sein Auge für das Wesen dieser Kunst gebildet. Sonst verkehrte er in München wieder im „Foyer der Noblesse“. Eine junge Gräfin Bothmer entzückte sein leicht erregbares Herz und mit dem Mann ihrer Schwester, dem russischen Attaché Baron Tutschew, befreundete er sich. Der Umgang mit

diesen feingebildeten Menschen, die Verständnis und Liebe für seine Kunst besaßen, tat dem Dichter wohl. Der Russe Tutschew machte sogar selber Verse. Aber auch aus praktischen Gründen bevorzugte Heine die höhere Gesellschaft; er rechnete sicher darauf, daß sie ihm bei seinen Plänen nützen könne.

Im Grunde zog es ihn doch nach Berlin und er erwog aufs neue, ob er nicht auf Grund seiner Münchner Stellung ein Amt in Preußen erhalten könne. „In Bayern bin ich Preuße geworden“, schrieb er an Varnhagen, aber die Fühler, die dieser ausstreckte, ergaben wohl, daß der Verfasser der „Reisebilder“ von Friedrich Wilhelm III. nichts zu erwarten hatte. So setzte er seine Hoffnung auf Ludwig I. Schon seine englischen Reiseberichte wurden mit besonderer Rücksicht auf den König geschrieben, von dem Heine wußte, daß er die „Annalen“ regelmäßig las. In der Rezension des „Struensee“ huldigte er dem Monarchen als einem „freien König, der über ein freies Volk herrsche“ und stellte der Stadt München von dem Wirken des fürstlichen Mäzen „schöne Kunstfrüchte“ in Aussicht. Der Boden war also gut vorbereitet, als er Cotta drängte, dem Fürsten die „Reisebilder“ und das „Buch der Lieder“ in die Hände zu spielen. Er sollte ihm auch andeuten, „der Verfasser selbst sei viel milder, besser und vielleicht jetzt auch ganz anders als seine früheren Werke. Ich denke, der König ist weise genug, die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu schätzen, und nicht nach dem etwa guten oder schlimmen Gebrauch, der schon davon gemacht worden“. Daneben rechnete er auf den Minister des Innern Eduard von Schenk, der wie sein Freund Michael Beer Dichter war und Tragödien im nachschillerischen Jambenstil schrieb. Heine spottete zwar in seinen Briefen über die „zwei großen Dichter des Tages, die Dioskuren am Sternenhimmel der hiesigen Poesie“, aber das verhinderte ihn nicht, den „Struensee“ des einen öffentlich zu beloben und den noch schwächeren „Belisar“ des Ministers als ein Meisterwerk der dramatischen Kunst hinzustellen. Er suchte auf die Eitelkeit des Dichters zu wirken, um von dem Staatsmann etwas zu erhalten.

Es handelte sich darum, Heine eine Professur an der Münchner

Universität zu verschaffen. Der König zeigte sich nicht abgeneigt. Die Angelegenheit war, wie der Dichter wenigstens annahm, so weit gefördert, daß das Ernennungsdekret schon ausgefertigt war und nur noch der königlichen Unterschrift bedurfte. Unter diesen Umständen hatte Heine an der Redaktion der „Annalen“ kein Interesse mehr. Am 1. Juli 1828 gab er seine Stellung auf und trat eine Reise nach Italien an, in der festen Überzeugung, als wohlbestallter königlich bayerischer Universitätsprofessor nach München zurückzukehren. Schenks Versicherungen ließen ihm daran keinen Zweifel. Erst nach Monaten erfuhr er, daß die Zustimmung Ludwigs nicht zu erlangen war. Der Grund seiner Ablehnung ist nicht bekannt. Es kann sein, daß der sparsame König die Ausgabe für ein Amt scheute, das mehr praktischen Nutzen für dessen Inhaber als für das Land bot, es kann auch sein, daß er dem Drängen der Klerikalen nachgab, die in Heine mit Recht einen Feind erblickten und ihm seine Lästerungen der Religion nicht verziehen. Er selbst war natürlich überzeugt, daß Schenk ihn den Jesuiten sakrifiziert habe, und es empörte und schmeichelte ihm in gleicher Weise, sich als ein Opfer der Pfaffen zu fühlen.

Es ist gewiß eine interessante Frage, ob eine günstige Entscheidung des Königs das Schicksal des Dichters anders gestaltet hätte. Die Kenntnisse an Philosophie, Literatur und Volkskunde, die er in seinen Pariser Schriften bekundet, genügten für das Kolleg reichlich, natürlich für ein Kolleg, das mehr Anregung als Lernstoff, entsprechend den damaligen Bedürfnissen gab. Einen innern Beruf zu dichten empfand Heine in jenen Jahren nicht mehr, statt dessen eine große Sehnsucht nach Ruhe und gesicherten Verhältnissen. Auf der andern Seite hätte ihn seine Unrast, die beständige Unzufriedenheit mit dem jeweiligen Zustand, sicher nicht losgelassen, und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß seine akademische Tätigkeit wie die redaktionelle nur ein kurzes Intermezzo gewesen wäre. Die „ewigen, ehernen Gesetze, in denen wir unseres Daseins Kreise vollenden müssen“, sind nicht zu brechen. Es hält schwer, sich Heine als ordentlichen oder außerordentlichen Uni-

versitätsprofessor vorzustellen, selbst wenn man den romantischen Rimbus berücksichtigt, der dieses Amt damals umgab.

Der Dichter selbst war seiner Sache so sicher, daß er den aus England geretteten Notpfennig für eine Vergnügungsreise ausgeben zu dürfen glaubte. Im April ließ er sich die achthundert Taler von Barnhagen kommen. Mit ihnen fuhr er Mitte Juli nach dem Süden. Sein Bruder Max, der damals in München studierte, begleitete ihn bis an die bayerische Grenze. Wenn wir von der Italiensfahrt eines Dichters hören, so denken wir zunächst an die Goethes und die ungeheure Einwirkung, die diese Reise auf seine Weltanschauung und seine Dichtung gehabt hat. Man darf Heine keinen Vorwurf daraus machen, wenn sein italienischer Aufenthalt auch nicht annähernd eine ähnliche Bedeutung besitzt. Jede Zeit schafft sich ihr eignes Verhältnis zu dem gelobten Lande der Antike und der Renaissance. Das achtzehnte Jahrhundert fand dort die Krönung seines Idealismus, aber nachdem diese Tat verrichtet, nachdem das Gewand der Helena auf klassischem Boden erworben war, hatte Italien der deutschen Literatur im wesentlichen den Dienst geleistet, den es zu leisten vermochte. Von der Höhe des Ideales sank es zu einer Sehenswürdigkeit herab, und als solche hat Heine das Land gesehen. Er bewunderte den Vorhof des Südens, denn weiter als Florenz ist er nicht gekommen, er erfreute sich an der Landschaft, betrachtete die Ruinen des Altertumes, bildete sein Kunstverständnis an den Bildern der großen Renaissance-maler, berauschte sich an der Musik Rossinis, aber einen tieferen, durchgreifenden Einfluß hat die Reise nicht ausgeübt und konnte sie nicht ausüben. Heine war viel zu sehr Romantiker, um aus der italienischen Gegenwart zu lernen, glücklicherweise aber auch Romantiker genug, um die Vergangenheit nicht als ein totes Museum, das mit Kunstschätzen vollgepfropft ist, anzustaunen. Die Steine blieben ihm nicht stumm, aber die Sprache, in der sie zu ihm redeten, ist die der Romantik, die er selber ihnen verlieh.

Die Reise führte ihn zunächst durch Tirol und über den Brenner nach Trient und Ala, wo er zum erstenmal sübliches Leben kennen

lernte. In Verona bewunderte er das Amphitheater, in Mailand die Brera und den Dom. Dann ging es weiter nach Genua, zu Schiff nach Livorno und zu einem längeren Aufenthalt in die Bäder von Lucca, die damals von einer internationalen guten Gesellschaft viel besucht wurden. Im Anfang störte ihn seine Unkenntnis der italienischen Sprache. So klagte er Schenk, an den die meisten seiner vorhandenen Briefe aus Italien gerichtet sind: „Ich versteh' die Leute nicht und kann nicht mit ihnen sprechen. Ich sehe Italien, aber ich höre es nicht. Dennoch bin ich oft nicht ganz ohne Unterhaltung. Hier sprechen die Steine, und ich verstehe ihre stumme Sprache. Auch sie scheinen tief zu fühlen, was ich denke. So eine abgebrochene Säule aus der Römerzeit, so ein zerbrockelter Longobardenturm, so ein verwittertes gotisches Pfeilerstück versteht mich recht gut. Bin ich doch selbst eine Ruine, die unter Ruinen wandelt. Gleich und gleich versteht sich schon. Manchmal zwar wollen mir die alten Paläste etwas Heimliches zuflüstern, ich kann sie nicht hören vor dem dumpfen Tagesgeräusch; dann komme ich des Nachts wieder, und der Mond ist ein guter Dolmetsch, der den Lapidarstil versteht und in den Dialekt meines Herzens zu übersetzen weiß. Ja, des Nachts kann ich Italien ganz verstehen, dann schläft das junge Volk mit seiner jungen Opersprache, und die Alten steigen aus ihren kühlen Betten und sprechen mit mir das schönste Latein. Es hat etwas Gespenstisches, wenn man nach einem Lande kommt, wo man die lebende Sprache und das lebende Volk nicht versteht, und statt dessen ganz genau die Sprache kennt, die vor einem Jahrtausend dort geblüht, und, längst verstorben, nur noch von mitternächtlichen Geistern geredet wird, eine tote Sprache.“

Das ist gewiß eine stimmungsvolle romantische Betrachtung, und ganz im Stil der Romantik ist es, daß ihr Verfasser, diese „Ruine unter Ruinen“, gleich darauf von seinen Eroberungen erzählt, die er ohne Italienisch nur durch die Sprache der Augen gemacht habe. Natürlich gibt es freundliche Italienerinnen, deren „Augen mit ihrer Beredsamkeit einem armen Tedeſco tief ins Herz hineinglänzen“, es fragt sich nur, ob es sich lohnt, wegen dieser Damen eine Reise zu machen.

Heine ist sicher einer Mystifikation zum Opfer gefallen, wenn er sich einbildete, daß — vermutlich wegen eines galanten Abenteuer — ein Schurke in Genua geschworen habe, ihn zu erstechen. Immerhin gehörte subjektiv Mut dazu, um trotz dieser Drohung in der Stadt zu bleiben und des Nachts am Meere zu spazieren. Nach der selbst heute in Deutschland noch nicht ausgerotteten Vorstellung läuft ja jeder Italiener mit einem Dolch, jede Italienerin mit einem liebeglühenden Herzen herum.

In den Bagni di Lucca fühlte der Dichter sich sehr wohl. Er rühmte die Zeit, die er dort mit schönen Frauen verbrachte, später als die köstlichste seines Lebens. Es ist nicht bekannt, wer diese Gesellschaft bildete, vermutlich waren es Ausländer, wohl Engländer, die er schon in Mailand getroffen hatte. Von Lucca ging es nach Florenz, aber der Brief Schenks, der ihm seine Ernennung melden sollte, war nicht dort. Vergebens schrieb der Dichter dem befreundeten Minister, vergebens ging er den Baron Tutschew um Unterstützung an, das Schreiben blieb aus. Die Stadt Florenz gefiel ihm aber so gut, daß er die geplante Reise nach Rom aufgab, um unter den Göttern und Göttinnen der Uffizien und einiger „anderer Gottheiten, die ebenso schön und nicht so kalt sind wie diese“, recht angenehme Wochen zu verbringen. Von dort aus regelte er auch sein Verhältnis zu Cotta. Die „Annalen“ hatten mit Heines Weggang von München ihr Erscheinen eingestellt. Der Verleger wollte die Zeitschrift aber nicht dauernd aufgeben, sondern in einer neuen Form wieder erscheinen lassen. Er legte großen Wert darauf, Heines Namen als Redakteur in dem Titel zu führen, und dieser erklärte sich dazu bereit, wenn ihm daraus keinerlei weitere Verpflichtungen, weder redaktionelle noch schriftstellerische erwachsen würden. Da Lindner nicht mehr mitspielen wollte, bezeichnete der Dichter den Dr. Gustav Kolb, einen hochgebildeten Mann mit verständigen liberalen Ansichten, als den geeigneten Nachfolger. Er selbst hat ihn in einem Schreiben aus Florenz, das Opfer zu bringen und der liberalen Gesinnung das wichtige Organ zu erhalten. „Es ist die Zeit des Ideenkampfes“, heißt es dort, „und

Journalen sind unsre Festungen. Ich bin gewöhnlich faul und lässig, aber wo, wie hier, ein gemeinsames Interesse ganz bestimmt gefordert wird, da wird man mich nie vermissen.“ Er selbst war freilich nur bereit, seinen Namen herzugeben, immerhin, sein Name war damals viel wert und er selbst schätzte ihn gewiß nicht zu niedrig ein.

Sechs Wochen waren in Florenz verstrichen, und noch immer kam das ersehnte Schreiben Schenks nicht. Es war wohl diese Enttäuschung, die Heine in eine starke nervöse Aufregung versetzte. Nur dadurch ist es zu erklären, daß ihn plötzlich die ärgste Besorgnis um seinen Vater ergriff und eine brennende Sehnsucht, ihn wieder zu sehen. Ein äußerer Anlaß zur Unruhe lag nicht vor, denn der Dichter hatte seine beiden Eltern in bester Gesundheit verlassen und auch unterwegs keine ungünstigen Nachrichten erhalten. Mitte November reiste er trotzdem von Florenz ab, seine Ahnung hatte ihn nicht getrogen, in Venedig erhielt er die Mitteilung, daß Samson Heine lebensgefährlich erkrankt sei. Der Sohn beschleunigte die Heimreise so sehr er konnte, aber es war ihm nicht vergönnt, den Vater nochmals zu sehen. Schon in Würzburg hörte er, daß jener nicht mehr am Leben sei.

Es war ein trauriger Abschluß der italienischen Reise. Traurig nicht nur durch den Verlust des geliebten Vaters, sondern auch durch die Vereitelung aller Hoffnungen, mit denen Heine München im Hochsommer verlassen hatte. Der Dichter hatte kein Glück. Wenn sich aber nach dem bekannten Goethewort das Glück nur dem Verdienst verbindet, so konnte er kein Glück haben. Er wollte ernten, ohne zu säen, und er säte, wo keine Ernte zu erwarten war. Er selbst erkannte begreiflicherweise das eigene Verschulden nicht, sondern er kam sich wie ein vom Unglück Verfolgter vor, wie einer von den Menschen, für die nach dem harten Worte des englischen Nationalökonomens Malthus, den Heine in Florenz eifrig gelesen hatte, ein Gedeck an der Tafel des Lebens nicht aufgelegt ist.